

„zweimal auf — und zweimal drauf“. . . ; „zwölfmal auf — und einmal drauf“; „auf, daß's kracht — drauf, daß's pascht — und ast¹ rast's.“ Haben die Maurer eine größere Arbeit begonnen und kommt ein unberufener, aber nicht unwillkommener Neugieriger dazu, um sich die Sache anzusehen, so wird er „eingeschlossen“, das heißt, man sperrt ihm mit einer Schnur den Weg und thut dieses mit dem Spruch:

„Sie haben sich vergangen,
Und sind jetzt gefangen.
Wir thun Sie verschließen;
Es darf Sie nicht verdrießen.
Wir verschließen Fürsten, Grafen und Edelleut“;

Das ist der Maurer Pflicht und größte Freud'.
Wer diesen Bau will betrachten,
Darf ein kleines Trinkgeld nicht achten.
Wir verschließen Sie auf ein Glas Bier oder Wein,
Dann wird der Ausgang wieder offen und frei sein.“

Wer die richtigen Gegensprüche und Fragen zu stellen weiß, so daß er dadurch die Maurer um die Antwort in Verlegenheit bringt, kommt ohne „Trinkgeld“ los, ein Anderer aber nicht. — Ist das Haus vollendet oder wird in ein Gewölbe der letzte Ziegel eingesetzt, so geschieht dieses nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne herkömmlichen Spaß und Spruch. — Der Bauherr oder dessen Frau muß den „Zwickel“, so nennt man den letzten Ziegel, einschlagen. Ein Maurer steht aber mit einem Besen da und wehrt mit demselben die Wucht eines jeden Schläges ab; ja es befindet sich vielleicht sogar ein anderer auch unter dem Gewölbe und stößt den Schlußziegel nach jedem Schlage wieder zurück; der Bauherr muß die Schläge wiederholen! Indessen macht ein dritter Arbeiter auf einer bereitgehaltenen Holzlatte Strich um Strich, bei jedem Schlage einen, bis der „Zwickel“ fest sitzt. So viele Striche zuletzt die Latte zeigt, so viele Maß Most oder Bier muß der Bauherr preisgeben, daher auch der Spruch dabei gesagt wird:

„Angfangt' hamma in Gottes Nam',
G'macht hamma's, so guet ma's kinna ham.
'S wird wohl 'n Bauherrn a paar Maß kosten;

Er kann uns foan Laahn² und foan Bug'l³ zoagn.
'G'arbeit' hamma nach der Latten und Schnur:
Ziegel, geh in dein' ewige Rueh.“

Frohes Schaffen, muntere Arbeit, geheiligt durch uralte Bräuche, nicht selten von übersprudelndem Übermuth begleitet, sind so recht nach dem Sinne des an Leib und Seele ferngefunden Volkes in Oberösterreich.

Mundart, Dialect und Volksdichtung.

Wer vom Amsee oder von Hinterstoder aus den mächtigen Gebirgsstoc übersteigt, der Oberösterreich von Steiermark scheidet, dem wird es nicht entgehen, daß das muntere Volk der Semnerinnen, das auf dem wild zerklüfteten Hochplateau des Todten Gebirges steirisches Vieh hütet, nicht nur andere Lieder singt, und andere Kleider trägt, sondern auch eine etwas andere Sprache spricht als ihre Nachbarinnen an der Steier und Am. Ein

¹ Dann, nachher. — ² Vertiefung. — ³ Höcker.

kümmertlicher Wald, der sich mitten in die Steinwüste des Todten Gebirges hineingelegt hat, heißt beispielweise im Munde der Auffer Hemarsch, indeß die Oberösterreicher, denen die Erweichung des r zu rsch fremd ist, Hemar sprechen. Überschreitet man bei der Burg ruine Wittinghausen die Nordgrenze des Landes, die kaum durch eine Hecke markirt ist, so schlägt ein eigenthümlich singender Ton ans Ohr, den man in Haslach, das ein paar Wegstunden südlicher liegt, nicht hört. An dem „si regnet“, „si schneit“ erkennt der Freistädter den deutschen Bauer aus den böhmischen Grenzdörfern. Der Niederösterreicher von Haiderhofen an der Enns hänselt den Ellensjer, wie er seinen Nachbar westlich des Grenzflusses nennt, wegen seiner breiten und altwäterisch klingenden Sprache und dem Innuviertler bei Schärding und Braunau gilt der am westlichen Ufer des Inn wohnende Koththaler in Betragen und Rede für grob. — Doch selbst innerhalb der engen Grenzen des Landes ist die sprachliche Einheit, trotz aller Gemeinsamkeit in Wort und Ton, keine absolute. Wie die Flora eine andere ist in den Niederungen der Traun und Donau als unter dem Schatten der Tannen- und Buchenwälder des oberösterreichischen Seegebietes, wie Licht und Luft anders vertheilt sind, ob der Wanderer die wohlbestellten Fluren des sonnigen Hügellandes durchstreift oder ob er die himmelanragenden Felskuppen des Dachsteingebirges emporklimmt, wie die Lebensbedingungen für den Köhler in der düsteren Waldeinsamkeit des Blöckensteines andere sind als für den glücklichen Bewohner des gesegneten Weizenbodens von St. Florian, so sind auch die Laute der Volkssprache nach verschiedenen Gauen mannigfaltig nuancirt, so daß man berechtigt ist, mehrere Sprachgebiete zu unterscheiden. Der Kamm des Hausruckwaldes und der Lauf der Traun trennen das Land südlich der Donau in drei solche Gebiete und im oberen Mühlviertel, dem alten Abteillande, das durch Jahrhunderte unter dem Hochstift Passau stand, wohnt ein reckenhaftes Geschlecht, das den östlich von der großen Mühl wohnenden Nachbar nicht nur an Statur um ein Gutes überragt, sondern sich von demselben auch durch mancherlei sprachliche Eigenthümlichkeiten unterscheidet. Diese Unterschiede sind oft nur dem geübten Ohr vernehmbar, durch die Schrift aber schwer oder gar nicht zu bezeichnen. Oft liegt die Verschiedenheit nur im Tonfall der Rede oder in der schärferen Articulation eines Lautes. So wird östlich von der Traun auslautendes r zu einem dumpfen, tonlos nachklingenden a, man spricht mia (mir), dia (dir), mea (mehr), Bää (Bär). Am Hausruck und im alten Abteilland wird r auch an dieser Stelle energisch gerollt und da überdies dort das e vor vocalisirtem r stark geöffnet, hier aber geschlossen ausgesprochen wird, so fällt bei der Häufigkeit dieser Laute schon infolge dieses einzigen Unterschiedes die Rede hier und dort ganz anders ins Ohr. In Wörtern wie Bart, Haar, hart, schwarz spricht man in dem einen Gebiet trübes a mit nachklingendem helleren a, in dem anderen trübes a mit kräftig articulirtem r, was wieder eine große Anzahl von Wörtern hier und dort anders klingen macht. Eine ähnliche

Differenzirung hat die Aussprache des I zur Folge, das im oberen Mühlviertel auch nach Vocalen kräftig tönt, in den übrigen Gebieten aber vocalisirt wird. Dazu kommen mancherlei lexikalische Unterschiede. Östlich von der Traun heißt „beiden“ dem Käufer Credit geben, in den westlichen Gauen heißt es warten und leihen. „Frad“ heißt dort eine wunde Stelle, hier auch ein Taugenichts. „Raad“ ist in den östlichen Gebieten gleichbedeutend mit Gereute, im Sauwald heißt es auch das zum Verkohlen bestimmte Holz, und der Köhler, den man sonst Kohlenbrenner nennt, heißt dort Raadbrenner. Der Bauer um Feuerbach nennt einen hitzigen Menschen „ehri“, einen geschickten „g'firi“, das Stiefelrohr „Buling“, das Kornmandel „Bögl“, den Diensthofen „Chalden“, den gährenden Brodteig „Kief“, ein kleines Hühnerei „Urigerl“, ein junges Huhn „Singerl“ — Wörter, die dem Traunviertler völlig unbekannt sind. So ließe sich beispielsweise aus dem engbegrenzten Gebiet zwischen der Mattig und dem Engelbach eine lange Reihe von Wörtern anführen, die in den anderen Gebieten entweder ganz unbekannt sind oder doch eine andere Bedeutung haben. Durchgreifender als die lexikalischen Verschiedenheiten sind die Abweichungen im Vocalismus, da sich dieselben auf eine große Anzahl betonter Stammsilben erstrecken. Das lange o wird in jedem Gau anders, selten aber o ausgesprochen. Östlich vom Hausruck bis gegen die Enns und westlich von der großen Mühl hat es sich zu eo diphthongirt, man spricht also groß, reod, teod, Breod, Reoth, Reofen, Teod. Östlich von der großen Mühl hat sich o in die nämlichen Laute aufgelöst, nur wechseln o und e die Stelle und die obigen Wörter lauten groß, roed, toed u. s. w. Dabei hat in beiden Fällen der erste Laut den Ton und o öffnet sich nach a hin. Westlich vom Hausruck bis an den Inn ist o durch einen Diphthong vertreten, den die Dialectorthographen durch ou oder au zu bezeichnen geneigt sind, so daß die obigen Wörter wie grouß, routh, toud oder gar grauß, rauth, taud lauten. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit zeigt das alte ei. Zwar ist dieser Laut im ganzen Gebiet vorherrschend, im Traunkreis fast ausschließlich durch den an französisches oi erinnernden Diphthong óa vertreten, doch erscheinen am Hausruck und im oberen Mühlviertel dafür beachtenswerthe Varianten. In einer größeren Zahl von Wörtern hat sich der erste Theil dieses Doppellautes zu einem dumpfen a gesenkt, dem ein deutliches i folgt, so in Ai'a (Eiche), Maisn (Meise), Waid (Wiedweide), haider (heiter), i haiß' (ich heiße). Vor m und n ist in den nämlichen Gebieten für ei ein ui eingetreten, wobei m und n völlig verschwunden sind: Rui (Rain), kui (keine), Stui (Stein), i wui (ich weine), i mui (ich meine), dahuit (daheim). Der Vertreter des gemeindeutschen eu und des ie der Verba der U-Klasse ist vom Hausruck bis gegen die Enns io, in den übrigen Gebieten oi; man spricht also dort Tiöfl (Teufel), hior (heuer), frioß'n (frieren), gioß'n (gießen), hier aber Toißl, hoir, froiß'n, goiß'n.

Von geringerer Bedeutung für die Charakteristik der Landessprache, weil auf engere Grenzen beschränkt, doch aber als sprachgeschichtliche Curiositäten erwähnenswerth, sind

ein paar Sprachinseln. Als eine solche bezeichnet man die Gofau. In der Gemeinde Biechtwang wohnt am linken Ufer der Alm das sonderbare Völklein der Almeker, aus wenigen Familien bestehend, die alle untereinander verschwägert sind, sich selten außer der Sippe verheiraten, sich überhaupt streng gegen ihre Nachbarn abschließen und außer anderen Besonderheiten eine Menge von Wendungen und Ausdrücken haben, die im übrigen Lande nicht verstanden werden. Die Sprache der Märkte und kleinen Städte hebt sich von der Sprache des Bauers durch einige charakteristische Züge ab. Sie verschmäh't die bäuerlichen Diphthonge, die das lange o vertreten, und ersetzt sie durch ein nach a hin geöffnetes o. Den Diphthong oa vereinfacht der Städter gerne zu langem a: i haafs (ich heiße), Staan (Stein), Baan (Wein). Das oi für eu gilt für feiner als das io, weshalb der Städter jenes bevorzugt; in den Verben der U-Classe ist das oi durch den Diphthong ie (ia) verdrängt worden. Im Allgemeinen nähert sich die Sprache der Städter der Schriftsprache. Eine solche Annäherung ist auch in der Sprache des Bauers nicht zu verkennen. Während im XVIII. Jahrhundert der Dialect noch so unumschränkt herrschte, daß selbst der gebildete Beamte in seinen Agenden, Rechnungen und Berichten, wenigstens was den Vocalismus anbelangt, den unverfälschten Dialect schrieb, ist heute selbst der ungebildetste Bauer auf dem einsamsten Gehöfte bestrebt, sobald er die Feder zur Hand nimmt, sich des Hochdeutschen zu bedienen. In neuester Zeit üben Schule und Zeitungswesen, Verfassungsleben und allgemeine Wehrpflicht einen von Tag zu Tag sich steigenden Einfluß auf die Sprache aus. Manches Wort, das vor dreißig Jahren noch gang und gäbe war, ist heute veraltet, die bäuerlichen Diphthonge eo, io und oi sind nun auch auf dem flachen Lande theils verdrängt theils gefährdet, der Bauer ist sich der Vertheil seiner Sprache bewußt und sucht sie, wenn er mit dem Gebildeten spricht, nach Möglichkeit zu vermeiden.

Die Dialectdichtung ist die reinste Kunstdichtung in bäuerlicher Verkleidung. Ebenjowenig als der Städter, der sich gelegentlich einer Besteigung des Schneeberges oder einer Villeggiatur am Attersee in Alpenkostüm wirft, zum Äpler wird, ebenjowenig ist auch nur einer unserer vaterländischen Dichter von Maurus Lindemayr bis Leopold Hörmann, wie gediegen der Inhalt ihrer Lieder, wie rein auch der Dialect sei, den sie sprechen, ein echter Volksdichter. Sie sind vielleicht aus dem Volk herausgewachsen, aber sie gehören ihm nicht mehr an, sie singen zwar von dem Volke, aber nicht für dasselbe. Manchmal scheidet die Dialectdichtung vom Volke, dessen Sprache sie spricht, gänzlich ab und wird zur subjectiven Lyrik. Diese Gattung hat besonders in den Liedern, die dem vaterländischen Sinn, der Liebe zum heimatlichen Dorf, zum väterlichen Haus Ausdruck geben, Einzelnes geschaffen, was auf bleibenden Werth Anspruch erheben kann.

Der Vater der modernen Dialectdichtung ist der Benedictiner von Lambach, Maurus Lindemayr (1723 bis 1783). Seine Hauptstärke ist das bäuerliche Lustspiel. Er schildert

die Bauern in ungeſchminkter Naturwahrheit und iſt von ſentimentaler Schönfärberei ebenſoweit entfernt als von peſſimiſtiſcher Übertreibung. Seine Geſtalten ſind nicht ſalonfähig, das iſt ja der Bauer auch heute nicht. Die kleinen Stücke haben gewöhnlich eine unbedeutende Handlung, nichtsdeſtoweniger ſind ihre Geſtalten echte, warmblütige



Maurus Lindemayr.

Menschen von ausgeprägter Individualität und sie sprechen die Sprache der geradsinnigen, naiv empfindenden Natur. Wie im Leben, so ist in Lindemayrs Stücken Ernst und Scherz, Lust und Leid innig verwebt.

Ein Geistesverwandter, wenn nicht ein Schüler Lindemayrs, ist Leopold Koplhuber (1763 bis 1826), Benedictiner von Kremsmünster, der eine Überſetzung von Dtfrieds Evangelienharmonie ſammt einem Commentar hinterließ, der von einer ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit Zeugniß gibt. Er ſchuf in ſeinem „Moar z' Foaftehbüchl“ einen urwüchſigen

Bauerntypus, verfaßte überdies herb-komische Gespräche und das äußerst beliebte Gedicht „Da Budlhaunteufel“, das in drastischer, aber durchaus volksthümlicher Sprache eine tragikomische Fuhrmannsgeschichte erzählt.

Obwohl Lindemayr als Vater der oberösterreichischen Dialectdichtung zu betrachten ist, hat er doch auf die jüngeren Dichter weniger eingewirkt als Stelzhamer, um den sich die ganze Schule wie um ihren Meister schart.

Unter Stelzhamers Vorläufern ist neben dem hochgebildeten, feinfühligem Josef Theodor Fischer (1802 bis 1844), der zarte Liebeslieder sang und sinnige Naturbilder entwarf, Anton Schöffler (1801 bis 1849) mit Recht der bekannteste und beliebteste. Schöffler schließt sich nach Inhalt und Form der echten Volksdichtung am engsten an. Selbst aus dem Volk hervorgegangen, sein ganzes Leben hindurch mit dem Volke in enger Berührung, war er mit dem Thun, Denken und Fühlen desselben innig vertraut. Er durchwanderte die Alpenthäler von der Enns bis zur Traun und hinterließ in seinen Gefängen ein poetisches Gedetbuch dieser Wanderungen. Schöffler ist eine verjöhnliche Natur und deckt die Schwächen des Volkes, die ihm nicht entgehen, gerne mit einem halbdurchsichtigen Bilde zu. Manche seiner Lieder sind der Ausdruck seines subjectiven Empfindens. Da spricht er, dem kein glückliches Los beschieden war, manch herbes Wort aus, doch bittere Erfahrungen machen den Dichter nicht zum pessimistischen Weltverächter, in der Natur findet er Trost und Heilung.

Das von Allen anerkannte Haupt der oberösterreichischen Dichterschule, der Einzige, der den Ruhm unserer ländlichen Muse weit über die engen Grenzen des kleinen Landes hinausgetragen hat, ist Franz Stelzhamer. Am 29. November 1802 als der Sohn eines Kleinbauers im Dorfe Großpießenham bei Ried geboren, besuchte er das Gymnasium zu Salzburg und studirte in Graz und Wien die Rechte. Nachdem er lang ein unstetes Wanderleben geführt hatte, widmete er sich ausschließlich der Dichtkunst. Er verfaßte Gedichte und schrieb Erzählungen in der Schriftsprache, die nicht ohne Werth sind, doch seinen Ruhm begründeten seine Dialectdichtungen. Vom Jahre 1845 ab lebte er in Ried, später in Salzburg. Erst als er schon in höherem Alter stand, befreite ihn ein Jahresgehalt von der nagenden Sorge um das tägliche Brod. Er starb zu Henndorf bei Seefirchen am 14. Juli 1874. Stelzhamer ist der einzige Dialectdichter, dem seine Kunst ausschließlicher Beruf war. Er identificirt sich gänzlich mit dem Volk, dessen Empfindungen in seinem Gemüth einen getreuen Wiederhall finden. Sein Auge ist von keinem Vorurtheil getrübt, sein Urtheil durch keine Tendenz irrefeleitet. Er sieht das Volk wie es ist und Alles, was er sieht, fühlt und denkt, wird ihm zum Lied, denn das Singen ist ihm so natürlich wie der Blume das Blühen. Weisheit und Thorheit, Lust und Leid, Hassen und Lieben des Volkes klingt in seinen Dichtungen wieder. Er hält mit seinem Tact die richtige

Mitte zwischen dem derben Realismus und dem schwärmerischen Idealismus; indem er das ganze Volksleben mit poetischem Schimmer umkleidet, wird er der Wahrheit nie untreu. Volkslust und Liebe ist das Hauptthema seiner kleineren Lieder, in denen er auch die volksthümliche Form musterhaft zu handhaben weiß. Im heimathlichen Dorf, bei seinen



Franz Stelzhamer.

Wanderungen durch das Land begegnen ihm allerhand wunderliche Gestalten, die er mit Meisterhand zeichnet. Der Prahlhans, 's Lumpel, der Haadará, der Pikan, der Grobian, der Dickhädl sind Charakterköpfe von bleibendem Werthe. In dem idyllischen Epos „d'Alhn“ hat sich der Kleinmaler zu einem größeren Werk erhoben, in welchem er gewissermaßen die Summe seines Schaffens zieht. Dieses ländliche Gedicht, in nahezu 2.000 leicht dahin fließenden Hexametern abgefaßt, ist das Bedeutendste, was die oberösterreichische Dialectdichtung überhaupt geschaffen hat. Wie jedes Wort, jede Wendung unverfälschte Volkssprache ist, so sind die Gestalten sämmtlich dem Volke entnommen, alle in markiger

Originalität gezeichnet, eine erschöpfende Musterammlung bäuerlicher Typen. Aus ihrem Zusammengreifen schürzt und löst sich eine Handlung von dramatischer Lebendigkeit, die zwar nicht von welthistorischer Bedeutung ist, doch von entscheidender Wichtigkeit für das Wohl und Weh der Beteiligten. Das Gedicht ist, wie Lindemayrs Bauernkomödien, ein schätzenswerther Beitrag zur Culturgeschichte. Wir sehen da die Bauern bei ihrer Arbeit und in der Muße, bei der geschäftlichen Transaction und im Lieben, bei Schimpf und Ernst, in der Kirche und beim Tanz, bei Schmaus, Spiel und Kaufhandel. Wie hoch das Allgemeine über dem Einzelnen, das vielverschlungene Gewebe von Ereignissen und Beziehungen, die das Leben des Bauernvolkes ausmachen, über dem Witzwort des Späßvogels, über dem thörichten Streich des Einfaltspinsel, wie hoch das große Historien-gemälde über der nebenfächlichen Randverzierung steht, ebenso hoch steht Stelzhamers „Mhnl“ über allen den Caricaturen, Possen und Schwänken, in denen andere Dialectdichter das Volksleben zu schildern vorgeben. So trefflich Stelzhamer zu erzählen weiß, so ist er doch durch und durch Lyriker. Die besten seiner Lieder sind Gelegenheitsgedichte im edlen Sinne des Wortes, aus denen sich leicht eine poetische Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters zusammenstellen ließe. Wie Stelzhamer von allen seinen Wanderungen immer wieder ins Vaterhaus zurückkehrte, so klingt bei aller Mannigfaltigkeit der Stimmungen ein Gefühl immer wieder durch, das uns den Dichter, bei allen den Mängeln, die auch ihm anhafteten, immer wieder liebenswürdig macht: die Liebe zu seiner Mutter.

Seit Stelzhamer seine ersten Lorbeeren gepflückt hat, ist eine rege Schar von heimathlichen Dichtern an der Arbeit, die alle den vom Meister betretenen Weg gehen, sich aber je nach Anlage und Temperament in größerer oder geringerer Entfernung halten.

Adam Kaltenbrunner (1804 bis 1867), der als Mitbegründer unserer Dialectdichterschule bezeichnet werden muß, pflegte mit Vorliebe die komische Erzählung. Volksthümliche Typen, deren Züge nicht selten zur ergötzlichen Caricatur erhöht sind, zeichnen Josef Moser (geboren 1812), Karl Buchner (1813 bis 1880), Rudolf Jungmair (1813 bis 1875), Ludwig Luber (1814 bis 1850), Ferdinand Margelik (1816 bis 1878), Anton Gartner (1817 bis 1858). Sie alle stehen im bewußten Gegensatz zum Volke; indeß sich aber die bisher Genannten mit mehr oder weniger Wohlwollen zum Bauer herablassen, gehen ihm Franz Innbach (geboren 1820) und Johann Georg Mayr (geboren 1821) mit der Geißel der Satire unerbittlich zu Leibe. Daneben versuchten sich alle ohne Ausnahme und nicht ohne Glück im volksthümlichen Schnadahüpfel; manchem von ihnen, wie Moser, Gartner und Mayr ist ein und das andere sinnige Lied auf die heimathliche Landschaft, auf Berg und Wald, Bach und See gelungen. — Unter den lebenden Dialectdichtern steht unstreitig Norbert Pürschka (geboren 1813) am höchsten. In seiner Jugend pflegte er ein ganz eigenthümliches Genre; er schilderte in kurzen, glücklich pointirten Gedichten das Pfarrhof-

leben, mit dem er als Seelsorger wohl vertraut war. Diese Gedichte, überquellend von Humor, haben seinerzeit dem jungen Dichter rasch allgemeine Beliebtheit verschafft. Bald trat jedoch Pürschka aus diesem allzu engen Rahmen heraus und zog das ganze Dorf, die ganze Gemeinde in den Bereich seiner Beobachtung. Seine zahlreichen Bilder aus dem Dorfleben sind mit behaglicher Breite ausgeführt und man rühmt an ihnen mit Recht neben der Porträtähnlichkeit der Gestalten die edle Gesinnung, die aus jeder Zeile spricht, so daß seine Dichtungen einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu gewissen einseitigen Schilderungen des Bauernlebens, die zur Belustigung eines städtischen Publicums am Bauer nur Rohheit und tölpelhafte Bornirtheit zeigen. Doch ist Pürschka nicht blind gegen die Schwächen des Bauers; er sieht sie und verschweigt sie auch nicht, aber sein versöhnliches Gemüth kennt keine Bitterkeit, seine Weltanschauung ist durch reiche Erfahrung abgeklärt, nichts, was menschlich ist, scheint ihm fremd oder unbegreiflich; findet er aber schon einmal, daß das Thun und Denken seiner Helden an die Grenze des ethisch Erlaubten streife, so weiß er mit feinem Humor seinen Geschichten eine solche Wendung zu geben, daß wir uns zum Schluß mit seinem Helden ausjöhnen. In der Handhabung der Form mag vielleicht Pürschka seines Gleichen haben, im Bau der singbaren Strophe wird er gewiß von Zöhler übertroffen, doch ist außer ihm keiner von allen den zahlreichen Dialectdichtern im Besiz der Wünschelruthe, welche die Macht verleiht, unter allen Umständen auch beim Bauer die Goldkörner edler Menschlichkeit zu entdecken, und wenn überhaupt Dialectdichtung auf die breite Masse berechnet sein kann, so sind Pürschkas Dichtungen in erster Linie geeignet, ein Laienbrevier für das Volk abzugeben.

Eduard Zöhler (1810 bis 1885) ist mit Pürschka geistesverwandt, so verschieden auch ihre Stilart sein mag. Er liebt knappe Darstellung, und da er ein Meister der Reimkunst ist, da ihm überdies eine zarte Empfindung und hohe musikalische Begabung eigen sind, so gelingt ihm das kleine singbare Lied wie kaum Einem; ab und zu kann er bei allem Wohlwollen für seine Sujets auch bitter werden. Zöhler hat viele seiner Lieder alten Volksweisen angepaßt, zu anderen hat er volksmäßige Weisen selbst erfunden. Er pflegte überdies eine besondere Gattung; er lieferte nämlich zu der Sammlung volkstümlicher Weihnachtslieder, die Sigmund Zellöcker seit 1880 unter dem Titel „Krippelgäugel und Krippenspiel“ herausgibt, bis zu seinem Lebensende unermüdet Beiträge.

Das obere Mühlviertel, das sowohl geographisch als auch ethnographisch eine Individualität für sich bildet, hat in Cajetan Kogelgruber (geboren 1817) und Norbert Hanrieder (geboren 1842) seine zwei besonderen Dichter. Kogelgruber ist ein anmuthiger Erzähler und versteht es, in knappen Reimen eine gesunde Lebensweisheit vorzutragen. Hanrieder hat ein besonders warmes Herz für das Volk, dem er entstammt. In seinen Mußestunden dichtet er „Mühlviertler Maarl“ (Märchen), Cultur- und Landschaftsbilder

aus seiner engeren Heimat. Unter den jüngeren Dichtern ist einer der fruchtbarsten Alexander Oberneder (geboren 1839), der außer volkstümlichen Weihnachtsgedichten ernste und heitere Geschichten aus dem Volksleben mit Humor vorträgt. In neuerer Zeit haben einige dem Volke ferner stehende Oberösterreicher sich Sprache und Ton des Bauers zu eigen gemacht. Franz Keim (geboren 1840), der Dichter der „Sulamith“, gibt der Liebe zur Heimat in anmuthigen Vierzeilen Ausdruck, Hans Kunz (geboren 1846) und Leopold Hörmann (geboren 1857) kleiden ihre Gedankenpflitter mit Geschick in die Form des Schnadahüpfels und der sprach- und formgewandte Anton Matosch (geboren 1851) singt reizende Frühlinglieder; er ist überdies der erste, der sich in Dialect-Prosa versucht hat. Diesen heimatlichen Dichtern reihen sich ein paar Männer an, deren Wiege nicht zwischen Inn und Enns gestanden ist; so haben Wilhelm Cappilleri aus Salzburg und Hugo Leitenberger aus Niederösterreich Gedichte in oberösterreichischer Mundart veröffentlicht.

Wenden wir uns jetzt zum Volksgejange und zur Volksdichtung.

Wer der Geschichte des Volksesanges in Oberösterreich nachgeht, wird finden, daß derselbe zu verschiedenen Zeiten verschieden war, stets aber hat, was das Volksgemüth lebhaft erregt, im Lied seinen Ausdruck gefunden. Als in grauer Vorzeit die Stürme der Völkerwanderung durch das Land brausten, mögen die Schicksale der Volkskönige poetisch verherrlicht worden sein; der Umstand, daß das größte deutsche Volksepos in unseren Gauen entstanden ist, beweist zur Genüge, einen wie mächtigen Eindruck jene Ereignisse auf das Volksgemüth ausgeübt haben. Als im Mittelalter tief gläubige Religiosität das ganze Leben durchdrang, strömte auch hier der innige Gottesglaube im Gesang aus: Das Lied ist stets der wirksamste Träger und Verbreiter neuer Lehren, daher spiegelte sich auch hier zur Zeit der Reformation der Widerstreit der religiösen Meinungen im Gesange wieder. Zur Zeit des großen Bauernkrieges zogen die Rebellen unter den Klängen des Fadingerliedes in den Kampf, und mehr als ein poetischer Kopf hat es unternommen, von den Gräueln jenes blutigen Volkskrieges zu dichten. Ein solcher Dichter singt von den Bauern:

Schwarze Fahnen thun sie führen,
Das ist ihre Liberei,
Einen Todtenkopf darinnen,
Der gibt zu verstehen frei:
Sie sind unterworfen

Dem Tod, gangs wie es wöll.
Viel Volk thut ihn zulaufen
Aus viel Orten mit Haufen.
O lieber Gott, steh bei!

Spottverse auf die Bauern haben sich auf Schlachtenbildern erhalten; so steht unter einem Bild, das einen für die Bauern unglücklichen Kampf bei Neuhofen darstellt:

Wier Bauern glauben ohn allen Zweifel,
Der Rebel¹ hat lauter lebendige Teufel,

Ich bleib einmal nit lenger hier;
Lauf, Jodl, und nimm den Brotsack mit dir.

¹ Oberst Köbel.

Wenn heute der alte Volksgefang in seinen beiden Hauptvertretern, dem religiösen Lied und der Ballade, kaum mehr eine kümmerliche Existenz fristet, so folgt daraus keineswegs, daß beim Volk die Freude an Gesang und Musik abgenommen habe. Es wird nur dem musikalischen Bedürfniß heute zum Theil in anderer Weise Genüge geleistet.

Eine Art des alten heimatischen Volksgefanges hat sich in ungeschwächter Kraft erhalten, das Schnadahüpfel. Die Träger dieser Gattung, die sangesfreudigen Bauernburschen, besitzen einen überaus reichen Schatz dieser kleinen Lieder, die sich von Generation zu Generation vererben, und was davon im Lauf der Zeiten verloren geht, wird täglich ersetzt, denn jede „Rud“, wie sich die kleinen Geselligkeitsvereine der Bauernburschen nennen, hat nicht nur ihr eigenthümliches Repertoire, sondern auch ihren Dichter, und sie setzt ihren Stolz darein, bei jedem Tanz das Publicum durch ein paar neue Liedchen zu überraschen. Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß diese täglich neu aufschießenden Liedchen ausnahmslos auf dem Boden der Gegenwart stehen.

Die Form dieser Liedchen ist sehr schlicht; sie bestehen meist aus vier zweitactigen Zeilen, so daß zwei klingende und zwei stumpfe Zeilen sich kreuzen und die letzteren reimen:

I bin a kloans Bürscherl	Und i wött um an Zwoanzga ¹ ,
Und steh auf an Stoan;	Du kammst ma nix thoan.

Öfter verbindet sich auch ein klingendes Reimpaar mit einem stumpfen:

Mein Dierndl hoast Raanderl,	Und Waangerl so rund,
Hat schneeweiße Zaanderl	Das ma dreinbeißn kunt.

Oft sind zwei Vierzeilige als Strophe und Gegenstrophe zu einem Wechselgefang verbunden, wobei die Gegenstrophe den nämlichen Gedanken in anderer Wendung aufnimmt.

Er: Du schwarzaugats Diernderl	Sie: Derfst nôt lustiga sein
Wia hättst as denn gern?	Und nôt trauriga wer'n;
Soll i lustiga sein	Wiaßt bist, a so bleibst,
Oder trauriga wer'n?	A so han i di gern.

Häufig wird dasselbe Thema in zwei oder mehreren Strophen variirt. Zwar könnte jedes „Gesäß“ für sich bestehen, doch lieben es die Sänger, bei einem Gegenstand länger zu verweilen und die Variationen aneinander zu reihen:

A bisserl a Lieb	Und halbs liab i die falsch
Und a bisserl a Tren	Und i sag da nôt alls.
Und a bisserl a Falschheit	Hiazt brauch i zwoa Herzerl,
Is allweil dabei.	A falschs und a treus,
Halbs Zinn und halbs Blei,	Und hiazt liab i zwoa Diernderl,
Und halbs liab i di tren	An alts und a neus.

¹ Zwanziger.

Nach das eigentliche mehrstrophige Lied, das sich aus Vierzeiligen zusammensetzt, ist nicht selten:

In Wald bin i ganga
 Han's gehn vergessen,
 Und da is a schens Diernderl
 In Baam ob'n gessen.
 Aft¹ ruct i mein Hueterl,
 Geh schen gleined² für,
 Und aft steigt das schen Diernderl,
 Glel aba zu mir.

A Diernderl is gwesen
 So schen und so mild,
 Und i d'Kira hätt's taugt,
 Waar a wunderichens Bild.
 Und wann ma's i d'Kira
 Thaat auffi macha,
 Und wia wurd's halt auf d'Buama
 Schen abalacha.

So einfach und anspruchslos die Machs dieser Liedchen ist, so ungelent Vers und Reim dem feingebildeten Ohr erscheinen mögen, so sind ihnen doch Vorzüge eigen, die manchen Producten der Kunstichtung abgehen. Zu diesen Vorzügen zählt die Neigung zum bildlichen Ausdruck und die Gewandtheit in der Handhabung desselben.

Gewöhnlich ist das Naturbild, das an die Spitze des Liedes tritt, weniger Schmuck als Bedürfnis, es ist vielmehr ein unentbehrlicher Halt, an den sich der nachfolgende Gedanke anlehnt. Oft ist ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit dem Gegenstande gar nicht ersichtlich.

Der Traunstoan is gspizat,
 Ban Boden is er rund,
 Und wo sand denn di aufrichtig'n
 Dierndel hiazund?

A Schneeberl hats gschrieb'n
 Alle Bergerl sand weiß,
 Und i woaf ma schon wider
 A Dierndel a neuß.

Ofter steht zwar der Gedanke im Zusammenhang mit dem Naturbild, doch ist die Beziehung sprachlich nicht angedeutet, so daß das Auffinden derselben zum anmuthigen Räthselspiel wird.

Zwoa Fischeerl in Wasser,
 Zwoa Haaserl in Klee,
 Und da lacht halt mein Diernderl,
 Wann i daher geh.

Zwoa schneeweiße Täuberl
 Die flieg'n übers Haus,
 Und s' Diernderl, das ma b'schaffen is,
 Bleibt ma nöt aus.

Manchmal verkehrt die Laune des Sängers die Ordnung und stellt das Bild an die zweite Stelle:

s' Diernderl hat d'Lieb aufg'sagt
 Dauf'n in Wald;

Und hiazt hats a floans Schneeberl gschrieb'n,
 Drum is so kalt.

Ist die Zahl dieser Lieder so groß als die der witzigen Einfälle des Sängervolkes, so ist ihr Inhalt so mannigfaltig, als das menschliche Gefühl wandelbar ist. Da die Träger

¹ Nachher. ² Still.

dieser Gattung die lebensfrohen Bauernbursche sind, so ist ein gut Theil dieser Lieder erotischer Natur; die ganze reiche Tonleiter der Gefühle und Stimmungen, deren ein liebendes oder verliebtes Gemüth fähig ist, klingt in diesen Liedern wieder.

Wer Liebe gefunden hat, preist sie als den köstlichsten Schatz:

Mein Schatz is mir lieber
Wie alls auf der Welt,
Als wie Silber und Gold
Und ön Kaiser sein Geld.

Mein Diernderl hoast Reserl,
Wie a Reserl is gmaln;
Han d'Kaiserin g'segn,
Hat ma nöt a so galln.

Die Liebste nimmt den ganzen Sinn gefangen:

I denk hin, i denk her,
I denk kreuz, i denk quer,

I denk allweil ans Diernderl,
Sunst denk i nix mehr.

Doch verlangt Liebe Treue:

Mein Herzerl is treu,
Liegt a Schlösserl dabei,

Und a oanziger Bua
Hat a Schlüsserl dazua.

Judeß baut auch der liebende Bauer nicht unbedingt auf den Treuschwur der Geliebten:

Wie mehr Sternderl leuchten,
Wie heller is d'Nacht;

Und i han auf mein Diernderl
A weng an Verdacht.

Nicht ohne Grund, denn Untreue ist nicht selten und Falschheit fährt auf der Straße:

Is der Schaur¹ drüber kemma
Und d'Güß² hab'ns austrennt,

Und seit dem fand die aufrichtig'n
Diernderl so weng.

Darum hat auch manche Betrogene Grund zu klagen:

Diagt³ han i mein Treuheit
In Garten anbaut,

Und ös is mir nix gwachsen
Als lauter Unkraut.

Wen das Schicksal von der Geliebten trennt, der ergibt sich in das Unvermeidliche:

Weil's d'Leut so habn wollnd
Und weil's Gott a so schickt,

So verlaß i mein Diernderl,
Wer woaf's is mein Glück.

Er tröstet sich wohl auch leicht, denn:

Was is's um a Haus
Und was is's um a Geld,

Und was is's um a Diernderl?
Gibt gnu auf der Welt.

Auch der Schattenseite der Liebe ist sich der Bauer wohl bewußt:

Die Lieb is bald süß
Und bald wieder saur,

Und a Weib is a nothwendigs
Übel in Haus.

¹ Hagel. ² Überschwemmung. ³ Jetzt.

Neben dem erotischen Schnadahüpfel kommt auch, obwohl seltener, das mehrstrophige Liebeslied vor. Die rauhe Hand des Schicksals hat die Liebenden für immer getrennt; die Geliebte klagt also:

W' hüt di Gott, lieber Bua,
Haß ma gnumma mein Ruah,
Was d'ma du alls bist gwest,
Sag i heunt erst, weilst gehst.

Wirst ma dös schon hast g'agt,
Hat mein Herz gwaldi zag,
Han i d'Augerl zuadruckt,
Han die Zaaherl¹ verschluckt.

Da die Schnadahüpfel, die im Schwange sind, nach Tausenden zählen, so ist es ferner selbstverständlich, daß nur ein geringer Theil derselben auf poetischen Werth Anspruch erheben kann.

Die Liebe ist zwar vorherrschend, aber nicht ausschließlich der Gegenstand der Schnadahüpfel. Das Volk hat eine satirische Ader; harmlose Neckerei, beißender Spott bilden nicht selten den Hauptinhalt des Gespräches bei Zusammenkünften in der Stube oder im Wirthshaus; kein Wunder, daß es auf allen Tanzböden von Trutzliedern ertönt. Gar oft gibt ein solches Lied Anlaß zu blutigen Reibereien, die ihren Abschluß vor Gericht finden. Diese Lieder vertreten auf dem Dorf gewissermaßen die Journalistik:

Gibts wo a Neugierkeit,
Das is halt unjer Freud,

Dö thoan ma glei auslög'n,
Da thuats was z'lacha göb'n.

Pfarrer und Bürgermeister, Lehrer und Gemeinderath müssen sich die Kritik der übermüthigen Sänger gefallen lassen. Wer immer durch eine Thorheit sich bloßstellt oder gar zu Schaden kommt, thut gut, auf einige Zeit die Tanzböden zu meiden, wenn er nicht erfahren will, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht.

Seitdem das politische Leben auch das Landvolk in seinen Bann gezogen hat, tritt besonders im Flachlande, in der Nähe der Städte und der größeren Verkehrscentren auch die politische Dichtung auf. Die Stellung der Sänger, durchaus junge Bursche, die an der Politik keinen Antheil haben, bringt es mit sich, daß diese Dichtung nicht Partei nimmt, sie beobachtet und kritisiert. Als die Grundsteuerregulirung im Gang war und Grund und Boden classificirt wurde, sang man:

Giaht habn's agschaagt ön Grund,
Der Bauer is auf'n Hund;

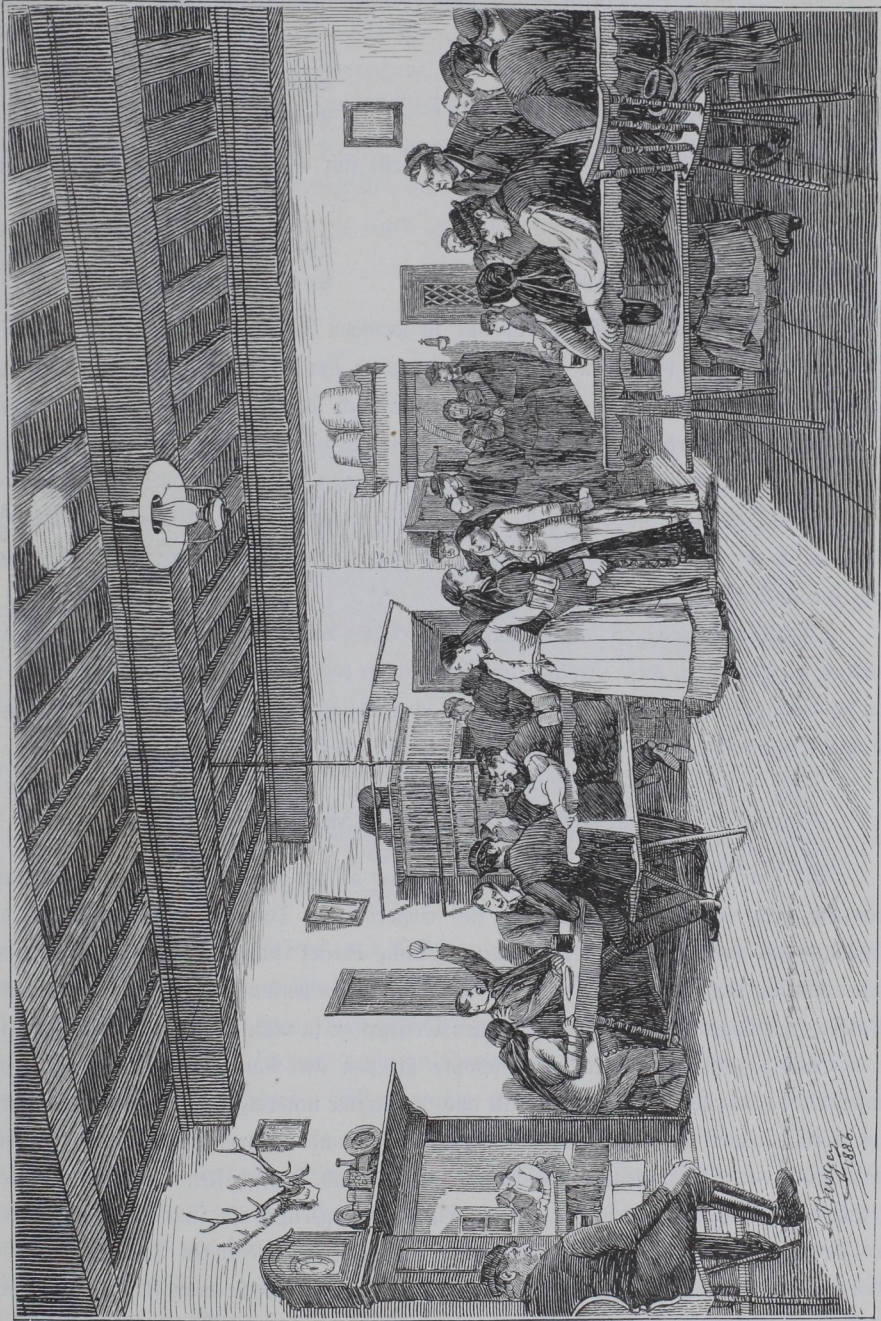
Das hoafens regulier'n,
Wanns d'Leut recht anschmiern.

Den neugewählten Reichsrath begrüßten die Sänger mit Liedern wie folgendes:

Giaht wer'n ma halt hern,
Was's Quats ausfocha wer'n;

Wir glaub'n halt schon,
Sö brennand d'Suppen wieder an.

¹ Zähren.



Trupplieder jugende Bauernburtschen.

Noch hatte die Landsturmvorlage nicht Gesetzeskraft erlangt, und schon sangen die Bauernburtschen an der Traun:

Von Landsturm thoans red'n
Und schreiben allerhand,

Wachand d'Leut floan¹ varuckt,
Da ban uns auf'n Land.

Der Sänger blickt in die Zukunft und stellt sich die Folgen des allgemeinen Aufgebotes vor:

Da wird ast s'Diernderl sagn:
Da liegt mein Bua begrab'n,

Und oft a Weib wird woan,
Wo bei an Kreuzerl loahn.²

Die Frage nach dem Autor ist nur in wenigen Fällen zu beantworten. Hat ein Bauernburtsche einen poetischen Einfall, so bringt er ihn auf den Tanzboden; Hunderte wiederholen sein Lied, verändern es, geben ihm nach localen Verhältnissen eine andere Wendung, und so wird es Gemeingut und wandert durch's Land, ja iber die Grenze desselben hinaus. Auch die Heimat des Liedes ist nur dann festzustellen, wenn es eine locale Begebenheit zum Gegenstand hat, da selbst die Sprache etwaiger Aufzeichnungen keinen Schlüssel an die Hand gibt, denn wie ein Lied von Gau zu Gau wandert, ändert es auch seine sprachliche Färbung.

Ob alt oder neu, ob auf heimatlichem Boden entstanden oder aus den Nachbarländern eingewandert, diese Liedchen sind Eigenthum des Volkes. Die iberreiche Fülle, in der sie vorhanden sind und täglich entstehen, ihre schlichtoriginelle Technik legen Zeugniß ab von dem poetischen Sinn, von dem gefundenen Wit des Volkes.

Wohnungen und Ortsanlagen.

Wo das Land nicht flach ist wie am Inn und an der unteren Traun, sondern langgestreckte Hügelreihen mit engen, oft tief eingerissenen Thälern wechseln, liegen die Ansiedlungen durchaus auf den Höhen. Häufig breitet sich eine Bodenanschwellung plateauformig aus, ebenso oft erweitert sich eine Bodensenkung zur sanft eingedrückten Mulde. Hier liegen die Gehöfte und kleinen Ortschaften in nicht allzu enger Nachbarschaft unregelmasig zerstreut. Kleine Waldschopfe scheiden die Nachbargrunde, Hecken von Haselstauden, mit Weisdorn, Schneeball und Raimweide untermischt, von einzelnen Ulmen und Kirschbäumen iberragt, umsäumen die Wiesen und Ackerparcellen, Feldwege und Raine sind von Obstbaumalleen beschattet, Gehöfte und Dorfschaften sind hinter dichten Fruchtbaumpflanzungen versteckt. Wo ein Thal tief eingerissen ist, sind die Ansiedlungen mit Vorliebe hart an die steilen Thalhange hinausgerückt, die engen Thalgrunde selbst aber sind, von den Mühlen abgesehen, nicht besiedelt. Hier kann man stundenlang iber

¹ Ganz. ² Lehnen.